

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 33 (1957-1958)
Heft: 1

Artikel: Ich hörte ihn noch rufen... : Erlebnisse als Leiter der
Rettungsmannschaft im Churfirstengebiet
Autor: Linder, Theo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073434>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ich hörte ihn noch rufen...

Erlebnisse als Leiter
der Rettungs-
mannschaft im
Churfirstengebiet

V O N T H E O L I N D E R

Es war im Januar 1934, als mein Vater auf einer Dienstreise als Wildhüter in unseren geliebten, aber gefährlichen Bergen verunglückte. Ich zählte damals 10 Jahre, mein Bruder 14 und das Schwesterlein zweieinhalb Jahre. Man muß das Leid und die schlaflosen Nächte miterlebt haben, die das Vermißtsein eines Familienmitgliedes mit sich bringt. Der Kummer und die Ungewißheit während der elf Wochen, die es dauerte, bis mein Vater gefunden werden konnte, ließ mich schon damals den Vorsatz fassen, später einmal bei jeder Such- und Bergungsaktion, zu der ich aufgeboden

oder von der ich Kenntnis erhalten würde, mit-zuhelfen. Die erste Rettungsaktion habe ich dann im Jahre 1945 ausgeführt. Seither war ich, wenn ich mich richtig erinnere, bei wohl 20 Aktionen beteiligt.

«Bin ich hier auf dem rechten Weg?»

An einem schönen Herbstnachmittag befand ich mich auf der Gemsjagd am Hinterruck, dem höchsten Gipfel der Churfirstenkette, die das Toggenburg vom Sarganserland trennt. Zwischen den einzelnen Spitzen der Kette sind

die bekannten Übergänge. Das Valsloch und die Palis-Krina sind leicht zu begehen. Die andern stellen an die Berggänger einige Ansprüche. Ein 14jähriger Knabe begleitete mich. Die Jagd blieb indessen erfolglos.

Gegen Abend entdeckte ich mit dem Feldstecher einen Mann unter der Lücke zwischen Hinterruck und Scheibenstoll. Er kroch sehr zaghaft und ängstlich auf allen Vieren vorwärts.

Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß es sich nicht um einen andern Jäger handeln konnte, der im Begriff stand, eine Gemse anzuschleichen, weil ein rechter Jäger dort niemals gefeuert hätte, da darunter hohe Felswände klafften und ein erlegtes Tier deshalb vollständig zertrümmert würde, stiegen wir dem Unbekannten entgegen.

In Rufweite angelangt, erkundigte ich mich nach seinem Vorhaben. Eine weinerliche Stimme ließ sich vernehmen:

«Bin ich auf dem rechten Weg nach Starckenbach?» (Toggenburg)

Ich kratzte mich in den Haaren und mein junger Begleiter sah mich mit großen Augen an und atmete, ohne ein Wort zu sagen, tief ein. Der Weg nach Starckenbach hätte nämlich noch vier bis fünf Stunden erfordert, und dabei war der Tag schon sehr fortgeschritten. Es war mir klar, daß es hier der Hilfe bedurfte.

Den Knaben ließ ich unter einem vorspringenden Stein, wo ich auch meinen Stutzen zurückließ und erklärte ihm, daß ich sicher wieder hierher zurückkomme.

Mein Versuch, den verirrtten Einzelgänger zu bewegen, mit uns nach Wallenstadt hinunterzusteigen, blieb ohne Erfolg, auch nachdem ich ihm klargemacht hatte, daß die Zeit, die ihm zur Verfügung stehe, viel zu knapp sei. Auch meine Offerte, sich an einem kurzen Seil anbinden zu lassen, nahm er erst nach der ersten, mühsam zurückgelegten Strecke an. Den Übergang zwischen Hinterruck und Scheibenstoll mußten wir aufgeben – es ging nicht. Es blieb noch das bekannte «Schnürli» oder der Rückzug übrig. Nach mühevoller Arbeit, barfuß und angebunden, gelang es schließlich, das Felsband zu traversieren, nachdem ich dem Mann den Rucksack abgenommen und die gefährliche Strecke mehrmals vor seinen Augen zurückgelegt hatte.

Ich selbst war sehr unruhig wegen des auf mich wartenden Knaben, denn die Dämmerung war rasch im Anzug. Auf dem Lücken-

grat oben dankte der Fremde kurz und fragte nach dem rechten Weg ins Toggenburg hinunter. Dieser Weg ist an und für sich nicht schwierig, verlangt aber von einem Touristen dieser Art Tageslicht und gute Weg- oder Kartenlesekenntnisse. Die Gefahr, sich in den großen Karrenfeldern zu verirren, ist sehr groß. Es ist schon mehr als einmal, vor allem im Nebel, vorgekommen, daß sich hier sogar kundige Jäger lange nicht mehr zurechtfinden konnten. Ich verlangte deshalb von dem Unbekannten, daß er mir bei seiner Ankunft unten telefonieren solle, damit ich wisse, ob er heil nach Starckenbach gekommen sei. Die Adresse und die Telefonnummer gab ich ihm an.

Der Heimweg war dann noch ein Erlebnis für sich. Ich fand den Knaben weinend auf. Die Angst, ich könnte nicht mehr zurückkehren, die Dunkelheit, der Abgrund und die Stille hatten ihn derart gepackt, daß wir nur mit großer Mühe das nächste Weglein erreichen konnten.

Unten wartete ich zuerst sehr besorgt, dann eher verstimmt auf den Bericht des verirrtten Touristen, dem ich beigestanden war – vergebens. Es ist ihm offenbar nichts zugestoßen. Aber er hielt es nicht für nötig, mich davon zu verständigen.

Steinschlag

«Vetter M. ist im Tobel verunglückt! Er ist tot!» So stürmte ein Nachbarsmädchen herbei. Nach einigen Angaben, die nur schwer aus dem schluchzenden Kind herauszubringen waren, stellte sich heraus, daß M. in einem tief eingeschnittenen Tobel des Wydenbaches Holz aufrüsten wollte. Ein Ferienkind hätte ihm das Essen hinauftragen und durch ein schmales Weglein ins Tobel bringen sollen. Nun liege M. blutüberströmt im Bach unten.

Augenblicklich rief ich meinen Bruder, einen sehr guten Jäger und Berggänger. Mit einem Hornschlitten, zwei Brettern und etwas Seilmaterial eilten wir hinauf.

Wir brauchten nicht sehr viel Zeit, denn wir wußten genau, wo das Unglück geschehen sein mußte. Und wirklich, da lag der arme Mann. Ein Stein, der über die große Felswand hinunter gefallen war, mußte ihn mitten auf den Kopf getroffen haben. Die Schädeldecke war über dem einen Auge auf ungefähr 7 cm Länge und 2 cm Breite entfernt, so daß das abgedeckte Gehirn zum Vorschein kam.

Bei den kleinsten Erschütterungen wölbte

sich dieses bald zur Schädelöffnung heraus und bald verschwand es wieder. M. lebte aber noch.

Wir mußten den blutüberströmten, bewusstlos daliegenden Mann etwa 150 Meter weit tragen, dann auf den Schlitten betten und langsam zu Tal fahren. Von Zeit zu Zeit stöhnte der Verletzte laut.

Wir sprachen kaum ein Wort mehr als unbedingt notwendig war, denn unser lieber Nachbar tat uns leid. Bei der Straße unten erwartete uns bereits der Arzt. Falten legten sich auf seine Stirn und er winkte bedeutungsvoll mit der Hand ab.

Dennoch, nach langen Wochen und Monaten genas M. wie durch ein Wunder wieder. Allerdings hat er sein Augenlicht zum Teil verloren und sein Gang ist heute nach Jahren noch unsicher. Aber er lebt, lebt gerne und die ganze Familie ist uns heute noch dankbar für die rasche Hilfe und den Einsatz, durch den wir ein Leben gerettet hatten.

Zu spät

Von Telephonanrufen, die mitten in der Nacht erfolgen, kann man gewöhnlich nichts Gutes erwarten. So war es auch, als mich der hiesige

Polizeiposten kurz nach Mitternacht vom Sonntag auf den Montag anrief.

Ein Kurgast aus Amden hatte am Samstag das Hotel mit der Angabe verlassen, entweder über die Amdener Höhe nach dem Toggenburg oder nach Wallenstadt gelangen zu wollen.

Das verabredete Telephon von seiner Ankunft blieb aus, worauf der Hotelinhaber beunruhigt den Sachverhalt der Polizei bekanntgab. Weshalb es dann Sonntagabend wurde, bis ernsthaft etwas Größeres unternommen wurde, entzieht sich meiner Kenntnis.

Auf jeden Fall übernahm ich es nun mit zwei Kameraden, sofort eine Suchaktion von Wallenstadtberg aus durchzuführen. Ausgerüstet mit dem notwendigsten Material starteten wir morgens um vier Uhr mit zwei Motorrädern, die uns bis auf die Alp Schwaldis trugen.

Dort bekam jeder seinen Abschnitt, beziehungsweise seine Route zugeteilt. Schon am Vormittag entdeckte einer unserer Männer den Rucksack des Vermißten und bald fanden wir die Leiche, die in einer Geröllrunse unten lag.

Auf ein Signal trafen wir uns und unter-

Da musste ich lachen . . .

Wir sprachen von den Anfängen des Hauses Habsburg, von seiner Spaltung in zwei Linien: die ältere, nachmals österreichische, und die jüngere, habsburg-laufenburgische. Der Schüler entsinnt sich bei der Repetition des Gründers der älteren Linie:

«Albrecht vermählt sich mit Heilwig von Kiburg. Sein Sohn war Rudolf, als Graf der III., als deutscher König: Rudolf I.» Gut. Kannst du mir sagen, wer der Stammvater der Habsburg-Laufenburger war?

«Rudolf.»

Schön. Rudolf der . . . ?

«Der Zweite.»

Richtig. Dieser Rudolf hatte einen sonderbaren Beinamen. Wie hieß er nämlich?

Der Schüler schweigt. Als aufgeweckter Junge soll er den Beinamen «der Schweigsame» selber finden. Ein bißchen Mimik wird ihm auf die Spur helfen.

«Sieh da her. Rudolf der . . . ?»

Ich lege den Zeigefinger versiegelnd auf mein Lippenpaar und schaue dem Schüler ernst und würdevoll ins Gesicht. Da blitzt es verständnisvoll auf in den Bubenaugen, und die Antwort lautet:

«Rudolf der — Einfältige!»

O. B. in Z.

suchten den Leichnam. Das erste, was uns auffiel, waren die ungeeigneten Schuhe – wieder einmal mehr völlig abgelaufene Gummiprofilsohlen. Dann aber überkam es uns sonderbar. Zunächst erkannten wir im Toten einen bekannten Oberleutnant, der oft hier in der Schießschule weilte.

Es ist an und für sich schon schwerer, die Leiche eines Bekannten als eines Unbekannten bergen zu müssen. Noch trauriger aber stimmte uns die Feststellung, daß der Mann nicht sofort tot gewesen sein konnte. Er rutschte nach einem nicht sehr hohen Fall über einen Felskopf, wie die Spuren genau zeigten, über ein kleines Schneefeld hinunter und war dort im angrenzenden Geröll liegen geblieben. Dann hatte er sich einen schönen ebenen Stein ausgesucht, um sich daraufzusetzen. Er lehnte nach hinten und stemmte beide Hände schön geordnet in die Hüften. Wie lange dieses Warten gedauert hatte, weiß niemand. Wir konnten kein gebrochenes Glied feststellen. Auch wies er äußerlich keine Wunden auf. Offenbar hatte sich der Verunglückte innere Verletzungen zugezogen, denen er mit der Zeit erlag.

Es war ein sehr schwerer Mann, der uns mehrere Stunden zu schaffen gab, bis wir die Alp Schwaldis wieder erreichten. Von dort fuhren wir die Leiche mit einem Fuhrwerk nach Wallenstadtberg. Vor dem Transport hatte ich ihm das Portemonnaie mit einem Inhalt von gut 350 Franken aus der Tasche genommen. Bis die Angehörigen von Bern eintrafen, lag die Leiche schön im Sarg eingebettet und mit Arvenästen und Alpenrosen ausgeschmückt.

Ich übergab den Angehörigen das Portemonnaie und wir erzählten kurz, wie sich das Unglück zugetragen haben mußte.

Wir hatten verabredet, bei der Schilderung der Bergung des Verunglückten die Angehörigen nicht merken zu lassen, daß der Tod nicht sofort eingetreten war. Warum hätten wir das Leid der Angehörigen noch vergrößern sollen? Ich erinnerte mich wieder an meine Mutter, die wochenlang von der Vorstellung verfolgt wurde, unser Vater lebe noch irgendwo in den Bergen oben, wo er leiden, frieren und hungern müsse.

Daß die schwer geprüften Hinterlassenen zur Zeit Wichtigeres zu denken und zu tun hatten als sich unserer Bergungsmannschaft anzunehmen, ist sonnenklar. Weniger gut begriffen wir aber, daß auch später keiner von

uns je einmal auch nur das Wort «Danke» zu hören oder zu lesen bekam.

Vorahnung

Ein Mann aus Herisau beabsichtigte vor einigen Jahren, seine kranke Frau im Sanatorium in Wallenstadtberg zu besuchen. Wahrscheinlich mehr, um Geld zu sparen als aus Wanderlust, fuhr er mit dem Velo nach Alt Sankt-Johann und wollte von dort aus den Weg über die Churfürsten zu Fuß zurücklegen. Leider erreichte er Wallenstadtberg nicht.

Es war anfangs Mai, als wir aufgeboten wurden, den Vermißten zu suchen. Während zwei Tagen klopften wir sozusagen alle Übergänge ab und mehrmals seilten wir uns in tief ausgefressene Kessel ab, in der Hoffnung, H. verletzt oder tot aufzufinden.

Aber die Aktion blieb erfolglos. Das einzige, was als Anhaltspunkt gelten konnte, waren frische Eierschalen, die der Vermißte wahrscheinlich auf der Clurislücke zurückgelassen hatte. Die arme Frau wartete also vergebens auf guten Bericht.

An vielen Samstagen und Sonntagen wurde nach H. gesucht, ohne eine ernstzunehmende Spur aufdecken zu können. Wohl wollte der eine und der andere die Aasvögel arg schreien gehört haben, aber die Nachsuche bestätigte die Beobachtung nie. Ein Jahr später fand ich einen Hut, der mindestens einen Winter lang im Freien gelegen haben mußte. Im inneren Rand war noch eine Appenzeller Zeitung zu finden. Dem Fund wurde aber wenig Beachtung geschenkt.

Im folgenden Herbst fand ein Berggänger einen Schuh am Fuße einer hohen Felswand, der noch die Fußknochen in sich barg. Trotz eifrigem Suchen in diesem Gebiet konnte nichts Bestimmtes mehr gefunden werden.

Es wurde wieder Frühling und wieder Mai – zwei Jahre später. Frau H. lag noch immer im Sanatorium in Gips eingebettet. Noch einmal zogen wir zu zweit gut ausgerüstet aus, um ein weiteres Mal gründlich auf die Suche zu gehen.

Gegen Abend gelang es uns wirklich, die Überreste des Vermißten zu finden, das sau-

Foto: Markus Odenbach
Der Bücherwurm

bere, fast vollständige Skelett. Das kleine Rucksäcklein lag unweit daneben. Es zerfiel beim Aufheben, wie auch der Inhalt. Sogar das Portemonnaie konnten wir noch finden. Dort drinnen war ein zerfallenes Fünffrankennötli und etwa zwei Franken in schwarzen Münzen. (Soviel hätte etwa gerade das Reise-geld Herisau–Wallenstadtberg retour gekostet.) Während ich Knochen um Knochen in meinen Rucksack stopfte, fand mein Kamerad dort, wo das Rucksäcklein gelegen war, ein Buch. H. hatte es, wie sich später herausstellte, da er Buchbinder war, selber in Leder gebunden. Behutsam öffneten wir das Buch. Ein Tagebuch! Es waren deutlich zwei Schriften, denn eine Woche schrieb er täglich seine Gedanken nieder und eine Woche führte es die arme kranke Frau. So wechselten sie das ganze Jahr durch ab. Wie durch ein Wunder war das Buch tadellos erhalten geblieben. Kein Buchstabe erwies sich als unleserlich.

Wir setzten uns nieder und begannen zu lesen. Die letzte Notiz hatte er kurz vor dem Unglück geschrieben: Er freue sich gewaltig auf das Wiedersehen. Schon sehe er hinunter ins Seetal. Es sei ihm zwar so schwer zumute, doch in wenigen Stunden sei er bei seiner lieben Frau und dann sei alles gut.

Vorahnung? Es würgte mich arg in der Kehle, und ich war froh, daß ich auch in den Augen meines Kameraden etwas glänzen sah. Die Dunkelheit überraschte uns. Doch noch am selben Abend brachten wir den ganzen Fund der armen Frau. Sie verhielt sich sehr tapfer.

«Endlich weiß ich, wo er ist», sagte sie ruhig. Das Tagebuch legte sie auf die Bettdecke. Wir verabschiedeten uns.

Sonst wäre der Chef mit dem Flugzeug gekommen

Wiederum in der Nacht erhielt ich telephonisch Kenntnis, daß man von Nebensee aus ein kleines Feuerchen zwischen Quinten am Walensee und der Alp Sälis sehe. Dazwischen signalisiere jemand mit der Taschenlampe.

Wahrscheinlich hatte sich also jemand in

einem Gebiet, in dem sich sehr selten ein Mensch aufhält, verstiegen.

Beim Tagesgrauen befanden wir uns zu dritt schon auf der Alp Sälis. Später traf dort noch eine zusätzliche Gruppe vom SAC ein, weil man ahnte, daß es wahrscheinlich eine größere «Seilerei» geben würde.

Das Anpacken der Aufgabe bot einige Schwierigkeiten, weil wir nicht wußten, wo wir absteigen sollten. Plötzlich fanden wir in feuchter Erde Fußspuren, die wir sorgfältig, manchmal sogar auf den Knien, verfolgten, bis uns das Gelände einigermaßen von selbst auf die richtige Route wies. Zwei Mann schlugen von Zeit zu Zeit Haken ein, damit wir den Rückweg, beziehungsweise Rücktransport vorbereitet hatten.

Die Spuren verrieten, daß es sich um zwei Personen handeln mußte. Auffällig war, daß die beiden sehr oft über Vorsprünge hinuntersprangen, wo man ohne Hilfsmittel kaum mehr an einen Rückweg denken konnte. Wir waren uns darüber einig, daß es sich um unerfahrene, um nicht zu sagen naive Berggänger handeln mußte.

Etwa um 10 Uhr bekamen wir Antwort auf unsere Rufe und bald konnten wir weit unten auf einem Felsband ein Pärchen sehen. Meine Anfrage, ob jemand verletzt sei, wurde gottlob verneint. Endlich befanden wir uns etwa 10 Meter über den Verirrten. Sie waren sehr aufgeregt, besonders das Fräulein schien schwer mitgenommen und müde. Wir mußten nur staunen, wie die beiden dort hinunter gekommen waren.

Es hatte sich folgendermaßen zugetragen: Der Mann stieg voraus in ein Kamin, das durch ein Wildbächlein ausgefressen wurde. Zur Zeit führte es allerdings kein Wasser. Das Fräulein stieg nach in der Meinung, ihr Begleiter würde sie von neuem sichern. Plötzlich glitt sie aus, fiel auf den Mann, der selbst schlechten Stand hatte, so daß beide über den nicht ganz senkrechten Fall abrutschten. Unten steckten sie in einem Häufchen angeschwemmten Kies. Außer einigen Schürffungen waren beide heil davongekommen. Doch wo waren sie jetzt? Auf einem neuen Felsband, das westlich so abfiel, daß an ein Fortkommen nicht zu denken war. Östlich hörte es wie noch viele Felsbänder in diesem Gebiet einfach auf. Unter ihnen klaffte eine hohe Felswand und ohne einen Haken und Seil war ein Zurück ausgeschlossen.

Foto: Kurt Wyss
Der militärische Gruss

Bald verstanden wir ihre prekäre Lage. Ihr Rufen blieb selbstverständlich ungehört, aber bei einbrechender Dunkelheit war das kleine Feuerchen und das Taschenlampenlicht entdeckt worden. Ihre Nahrungsmittel waren sehr rasch geschwunden. Sie aßen zum Beispiel zusammen nur ein Ei. Auf einen halbzerdrückten Apfel, der mir aus dem Rucksack fiel, als ich über ihnen das Seil herauszog, schossen unten beide gleichzeitig. Sekunden später war er schon geteilt und gegessen. Der Durst und die Kälte hatten die beiden die ganze Nacht gequält.

Der Rücktransport war ein hartes Stück Arbeit. Der Mann arbeitete noch ordentlich mit. Das Fräulein aber ließ sich am Seil meistens willenlos ziehen. Mehr als einmal pendelte sie vom Felsen weg, wenn das Seil nicht ganz in der Falllinie hing. Am frühen Nachmittag erreichten wir das Kurhaus Schrina Hochruck. Hier kehrten wir ein. Wir stärkten uns aus dem Rucksack und tranken Wein dazu. Die Geretteten aßen und tranken wärschaft. Aber während sie vorher nur sehr wenig gesprochen hatten, begannen sie jetzt, nachdem sie sich kaum erholt hatten, mit einer unvorstellbaren Prahlerei, die ihren Höhepunkt wohl in der Äußerung des Mannes fand, der sagte: «Wenn uns heute noch niemand gefunden hätte, wäre mein Chef mit dem Flugzeug gekommen.» Bei dieser Prahlerei verwandelte sich allmählich unsere Müdigkeit in Ärger, weshalb wir zum erstenmal beschlossen, für die geleistete Arbeit sowie für den Jeep und anderes mehr eine angemessene Rechnung zu stellen.

Die ausbleibende Antwort

Ich saß beim Mittagessen, als mich jemand benachrichtigte, man höre aus der Gegend von Tschingla, einer Alp über Wallenstadtberg, seit einer guten Stunde regelmäßig Hilferufe.

Nachdem ich mich genau selber überzeugt hatte, daß es sich wirklich so verhielt, was notwendig ist, weil es sehr häufig vorkommt, daß Leute rufen hören und Lichter sehen, wenn nichts gerufen wird und nirgends ein Licht brennt, griff ich zum Seil und nahm den Weg in der Richtung der vernommenen Rufe unter die Füße.

Nach einer Stunde merkte ich, daß ich dem Hilfebedürftigen sehr nahe sein mußte. Merkwürdigerweise erhielt ich aber auf meine Rufe nie eine Antwort, obwohl sein verzweifertes

«Hilfe» immer wieder an mein Ohr drang. Ich dachte an Bewußtlosigkeit oder so etwas. Plötzlich stellte ich fest, daß ich im markierten Weglein schon zu hoch gestiegen sein mußte. Ich kehrte um und suchte hin und her.

Etwa nach einer Viertelstunde fand ich einen verstiegenen Blumensammler, der sich auf einem etwa fünf Meter hohen Felsklotz fest anklammerte, am ganzen Leibe zitterte und in regelmäßigen Abständen um Hilfe schrie.

Auf etwa 50 Meter Entfernung rief ich ihn an, er solle nur ruhig sein, ich werde ihm gleich helfen. Doch der Mann reagierte nicht darauf. Er blickte auch nicht ein einziges Mal zu mir herüber. Einfach merkwürdig! Wäre sein Zittern nicht gewesen, hätte man glauben können, er wolle einem zum Narren halten.

Erst als ich mich ganz dicht bei ihm befand, hörte er mit seinem Rufen auf, und nach mehreren Fragen stellte ich schließlich fest, daß es sich um einen schwerhörigen Kurgast von Wallenstadtberg handelte. Nun war es mir klar, warum er mir nie Antwort gegeben hatte. Aber warum gehen solche arme Menschen allein in die Berge?

Die ganze «Rettung» bestand aus einer etwa dreiminütigen Handreichung. Darauf marschierten wir hintereinander zu Tal. Der taube Blumensammler war sehr froh und bat mich eindringlich, nichts von seinem Erlebnis zu erzählen.

Ein Stück weiter unten konnten wir dann einem zweiten, wohlausgerüsteten Helfer mitteilen, daß alles in Ordnung sei.

Ich hörte ihn noch rufen

Dieser schwere Fall ist einer der letzten und ist uns noch in lebhafter Erinnerung. Kurz vor Mitternacht hielt ein Auto vor meinem Hause an und ich hörte meinen Namen rufen. Es war ein hoher Offizier und ein Chauffeur. Sie glaubten, ich könne helfen, denn ein Offiziersaspirant sei verunglückt. Die Aspiranten hatten einen Patrouillenlauf zu bestehen gehabt, der etwa um 10 Uhr beendet sein sollte. Der Befehl lautete, von einem letzten Posten auf dem nächsten Weg in die Kaserne zurückzukehren. Die Wege durften nicht verlassen werden. Dieser Nachsatz war berechtigt und wichtig, weil die Südabhänge der Churfürsten durchwegs sehr steil und gefährlich sind.

Eine der letzten Dreier-Patrouillen schenkte diesem Befehl scheinbar etwas zu wenig Be-

achtung, indem sie den Weg nach der Karte abkürzen wollte.

Unmittelbar nach dem Verlassen eines Sträßchens gelangten sie in ein sehr steiles Gebiet, das gegen ein tiefes Tobel abfällt, wo noch sehr wenige Menschen den Fuß abgesetzt haben. Zwei der Kameraden merkten die gefährliche Lage bald und beantragten, umzukehren. Es fiel ihnen auch auf, daß die Baumkronen unter ihnen sozusagen auf Fußhöhe standen. Losgelassene Steine schlugen ein paarmal auf, dann verklang das Poltern im Rauschen des tief unten fließenden Wildbaches. Einer aus der Patrouille glaubte aber merkwürdigerweise, er würde gleich unten sein und von dort aus ließe es sich bestimmt dem «Bächlein» entlang marschieren.

Plötzlich verschwand er im Schein der Taschenlampe – ein Schrei – und nebst dem dumpfen Rauschen des Wildbaches war nichts mehr zu hören. Die beiden Kameraden hatten Mühe, allein zurückzukehren. Glücklicherweise war es einem von ihnen in den Sinn gekommen, die Stelle, wo er den Kameraden verschwinden gesehen hatte, mit einem Taschentuch zu markieren.

Die Übungsleiter griffen sofort helfend ein. Aber sie konnten trotz der vielen Helfer und trotz des beachtlichen Seilmaterials, das inzwischen vom Zeughaus herbeigebracht worden war, nichts ausrichten.

Wohl wurden zwei bis drei Aspiranten ein Stück weit abgeseilt, aber sie kamen bei weitem nicht ans Ziel. So war die Situation, als ich etwa um Mitternacht auf der Unfallstelle eintraf. Ich erschrak, als ich schon während der Herfahrt merkte, daß sich der Unfall ostwärts der Wettertanne zugetragen hatte. Alle schauten mich mit großen Augen an, als ich erklärte, hier bestehe keine Hoffnung auf Leben mehr. Die meisten glaubten begreiflicherweise, ich wisse als kundiger Berggänger einen Zugang zum Tobel. Die lieben Miteidgenossen aus dem Flachland konnten es kaum fassen, als ich bekanntgeben mußte, es gebe keinen einzigen. Man mußte sich direkt von oben in die Schlucht abseilen lassen.

Es war Nacht und ich fürchtete auch den Steinschlag. Deshalb schlug ich den Anwesenden vor, die Dämmerung abzuwarten, um dann eine vorsichtige Seilerei aufbauen zu können.

Da meldete einer der Kameraden, er habe den Verunfallten rufen gehört. Offenbar war

ZWEI in EINEM

Dieses kinderleicht zu lösende Vexierbild stammt aus dem Anfang des letzten Jahrhunderts.



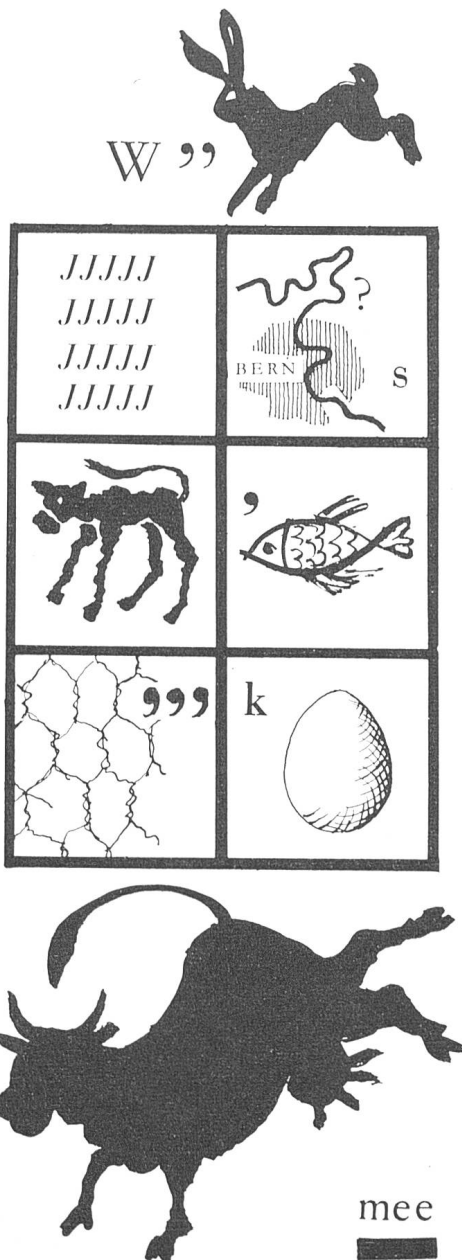
das seine feste Überzeugung. Das änderte natürlich das Vorgehen. Nun hieß es «jetzt handeln». Ich verlangte, daß sofort mein Bruder zur Stelle geholt werde, um dann mit ihm zusammen das Abseilen zu wagen. Meinem Wunsch wurde sofort entsprochen. Unterdessen traf ein starker und gewandter Holzakordant ein, der ebenfalls gewillt war, mitzumachen.

Wir verwendeten ein Drahtseil von 500 m Länge, das vom Sträßchen aus gesichert wurde. Zu dritt banden wir uns fest und ließen uns von der Haspel in die Tiefe seilen. Manchmal fanden unsere Füße Halt, und manchmal schwebten wir frei in der Dunkelheit. Zwei Verbindungsmänner begleiteten uns ein Stück weit an einem eigenen Seil.

Von unserer Haspel waren gegen 300 m abgerollt worden. Im ersten Kessel, den wir erreichten, war nichts aufzufinden. Die von der Schießschule im Tal unten aufgestellten

Schweizerdeutsches Bilderrätsel (5)

VON K. WEGMANN



Goldene Regeln für den Anfänger

Bei Landkarten-Ausschnitten setze man die fehlende Bezeichnung ein.
Tritt eine Gruppe gleicher Buchstaben selbständig auf, so zähle man hübsch nach und sage das Resultat laut.

Auflösung Seite 113

Scheinwerfer konnten uns leider nicht dienen, weil das Tobel viele Windungen macht, und daher die Lichtstrahlen nicht eindringen ließ.

Also mußten wir wieder aufgezo-gen werden bis zu dem Punkt, wo wir in eine steile Runse wechseln konnten, die in den untern Kessel wies. Hier war es nicht gemütlich, denn die Fallinie des Seiles brachte uns genau in den Wasserfall hinein. Bis unser «Halt» durchgedrungen war, hämmerte uns das Wasser auf die Köpfe, daß es schmerzte. Wir erreichten den Grund aber trotzdem gut. Die Schlucht war zuunterst nur gut zwei Meter breit. Dort wo der Wasserfall aufschlägt, glitzerte ein kleines Weiherlein im Schein des Taschenlampenlichtes. Am vordern Rand schauten die Beine des Verunfallten mit Bergschuhen an den Füßen heraus.

Der Aspirant war natürlich tot. Die Meldung des Kameraden von den gehörten Rufen erwies sich als eine Täuschung. Nun galt es, die Leiche hinaufzubefördern. Man band mich an das gleiche Seil wie den Toten. Soldaten und seine Kameraden begannen auf der Straße oben zu ziehen. Trotz Vorsicht konnte nicht vermieden werden, daß wir uns immer und immer wieder unter vorspringenden Steinen und später unter Wurzeln und Stauden verfangen. Bis das «Halt» jeweils wieder oben war, wurde mindestens ein halber Meter weiter gezogen.

Im bereits schwach gewordenen Schein meiner Taschenlampe, die ich während drei Stunden mit den Zähnen festhielt, sah ich, wie es den Toten zusammenzog, weil der Kopf, die Schultern oder sonst ein Körperteil an den Unebenheiten steckenblieb, während das Seil dauernd langsam aufgezo-gen wurde.

Mein Bruder und der Holzer arbeiteten sich selbst aus der Schlucht herauf, das heißt, sie kletterten mit nur einem Sicherheitsseil selbständig, ohne Hilfe der ziehenden Mannschaft, aus der Schlucht empor; bei der Höhe, der Dunkelheit und der Steinschlaggefahr nicht nur ein Wagnis, sondern auch eine respektable Leistung.

Beim Tagesgrauen waren wir alle erschöpft und mit wunden Händen im Sträßchen oben angelangt.

Die trauernden Eltern besuchten später selbst die Unglücksstätte. Sie waren uns dankbar und zeigten sich sehr erkenntlich. Heute erinnert uns ein schlichtes Kreuz am Fels an den tragischen Fall und an die schwere Arbeit.